

Statt eines Vorworts

Fragmente einer Reise nach Tripolis

Ich schloss die Tür und hörte die müden Fußtritte auf der rostigen alten Treppe. Ich blieb eine Weile wie festgenagelt an meinem Platz stehen, Angstschweiß auf der Stirn, bevor ich mit zweifelnden Schritten zum hölzernen Bett ging, das die Hälfte des Hotelzimmers einnahm. Ich spürte das trockene Holz unter meinem Körper knacken. Ich kann mich nicht erinnern, wie viele Augenblicke vergangen waren, ich schwebte zwischen Schlaf und dem blassen Geruch der Erinnerungen. Die unerträgliche Hitze und das Summen einer Fliege, die mich hartnäckig angriff, hinderten mich daran, weiterzuschlafen. Ich sprang auf das Bett und erschlug die Fliege. Müdigkeit lähmte meinen Körper. Ich ging die paar Schritte ans Fenster, öffnete es und zündete mir eine Zigarette an. Mein Blick schweifte über die dunklen Gesichter der Menschen, die vorübergingen. Eine Kutsche fuhr mit großer Geschwindigkeit vorbei. Der Fahrer hieb mit der Peitsche unermüdlich auf das Pferd ein, als ob er alte Rechnungen mit ihm offen hätte. Meine Augen hefteten sich an die kleinen Katzen, die den Müll zerfetzten. Abwesend verfolgte ich den

Rauch, den meine Lunge ausspuckte, und ich dachte an die dahinschwindenden Jahre, die nichts von dieser Welt hier verändert hatten. Sie beherbergte die gleichen Gesichter, die gleichen Erinnerungen, die gleiche Trägheit. Sie altert nicht, weil sie alt geboren ist, wie die Menschen, die in einem Moment kommen und gehen.

Einen Tag später verließ ich das Hotel für einen Spaziergang durch die alten Gassen der Stadt, die ich seit meiner Kindheit genau kenne. Ich kam ans Meer und lehnte mich an die Hafenummauer, meine Augen verfolgten die Schiffe, die das Meer überquerten. Ich habe als Kind davon geträumt, Kapitän zu werden, auf einem Schiff zu arbeiten oder wie meine Vorfahren das Mittelmeer als Pirat in Flammen zu setzen. Ich liebte das Meer über alles. In zwei Tagen werde ich die Stadt meiner Kindheit und Jugend auf der Suche nach meiner Schwester verlassen. Das erste, was ich nach meiner Ankunft getan hatte, war meinen Onkel zu besuchen. Ich hatte immer ein schwieriges Verhältnis zu ihm. Schlimmer noch: Ich war überzeugt, dass er für all das Unglück, das meiner Familie widerfahren war, verantwortlich sei. Ich klopfte an die Tür. Die Tür öffnete sich, und mein Onkel stand da, mit leichenblassem Gesicht. Einige Zeit regungslos, versuchte er vielleicht zu verstehen, welche böse Überraschung vor ihm stand. „Sie ist gegangen. Es war ihre Entscheidung. Ich habe versucht, sie zu halten, aber vergeblich.“

Ich verließ das Haus meines Onkels, zornig und geschwächt zugleich. Ich wusste nicht, was ich tun oder wohin ich gehen sollte. Obdachlos. Kein Freund. Jeder hat sein Exil, seine eigene Flucht gewählt, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sie wollten eine Welt verlas-

sen, die sie zu einem langsamen Tod verurteilte. Der Mensch flüchtet nur, jeder sucht seine Flucht nach vorne, sein Vergessen, seine Lebenslüge. Im Hafen hörte ich, dass die Wartezeit für die Einschiffung Stunden dauern sollte. Fast alle Reisenden nach Tripolis waren gezwungen, die Fähre zu nehmen seit der Schließung der Grenze. Der sadistische Herrscher aus dem Nachbarland hatte entschieden, die Grenzen zu schließen, ohne einen Augenblick an das daraus folgende Leid zu denken. Als ob die Schließung der Grenzen Europas nicht genüge. Nichts band mich mehr an diese kranke Welt, auch die Erinnerungen nicht, jede Minute empfand ich als Hölle. Die grausame Sonne, die sprachlosen Gesichter, das Geschrei, das Chaos, alles war mir fremd geworden und unerträglich. Ich erblickte hinter mir eine lange Schlange, die kein Ende nehmen wollte. Ich fühlte mich fremd in meiner eigenen Haut. Ich schleppte mich voran, mit letzter Kraft, mit letztem Atem. Polizisten begannen herumzuschreien und Reisende zu beleidigen, teilweise ohne jeden Anlass. Die Sonne, Fluten von Wut und Hass. Leblos die Gesichter der Reisenden, leblos. Das Meer regungslos. Ich hörte jemanden sagen, das Schiff sei wieder überfüllt, die Hälfte der Reisenden werde in den schmutzigen Gängen schlafen. Saad schien diese Hölle oftmals erlebt zu haben. Er sagte mir, wenn ich zahlte, bekäme ich eine Kabine für mich allein. Ich gab ihm das Geld.

Nur mit großer Mühe konnte ich meine Augen offen halten. Zollbeamte würfelten mein Gepäck durcheinander, sorgfältig notierten sie jeden Gegenstand. Sie fragten mich nach dem Grund meiner Reise, und ohne meine Antwort abzuwarten, wünschte mir einer: „Viel Spaß in der Wüste Gaddafis!“

Gott sei Dank, ich hatte eine Kabine bekommen, zusammen mit Saad. Ich konnte mein Bett den ganzen Tag nicht verlassen. Vier Tage sollte die Reise nach Tripolis dauern. Auch Saad verbrachte fast den ganzen Tag in der Kabine. Er war mit seiner Ware beschäftigt. Er ist keiner der gewöhnlichen Händler, die nach Tripolis fahren, um dort staatlich subventionierte Ware zu kaufen und sie auf den populären Märkten von Casablanca wieder zu verkaufen. Saad ist Schmuggler. Ich verstand nun, warum die Zollbeamten ihn hatten gehen lassen, ohne einen Blick auf sein Gepäck zu werfen.

„Bist du noch wach?“, fragte er und fing an, mir seine Geschichte zu erzählen. Ich hatte ihm gesagt, dass ich einige Jahre in Deutschland gelebt hatte. „Ich habe viele Male versucht, nach Italien zu emigrieren, aber ohne Erfolg“, sagte er. „Ich habe fast den Verstand verloren. Es gab Hunderte von Menschen, die vor der italienischen Botschaft warteten, Tag und Nacht, Sommer und Winter. Auch ich habe monatelang auf ein Visum gewartet, vergeblich. Überall fordern sie Freiheit, und manchmal schicken sie uns Bomber, um sie uns beizubringen, aber sie verbieten uns immer, diese Freiheit zu leben. Ich nahm das Meer, wie Hunderte, Tausende Menschen, das raue Meer, wutentbrannt. Voll Groll und Hass war das Meer, voller Leichen und zerschmetterter Erwartungen. Das Meer ist eine grundlose Wüste, himmellos. Das Meer ist ein Verbündeter der Kapitalisten.“

Der Botschaftsbeamte gab mir meine Papiere zurück und sagte, ich hätte in Italien nichts zu suchen. Ich bewegte mich nicht und verlangte nach einer anständigen Antwort. Der Beamte meinte, ich hätte kein Recht auf eine Antwort und solle die Botschaft sofort ver-

lassen! Ich versuchte das Unmögliche, ging zu einem Freund, der die italienische Sprache beherrscht, und ließ ihn einen Brief übersetzen, den ich auf Arabisch verfasst hatte. Es war ein Brief an den italienischen Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi, in dem ich behauptete, der letzte Nachkomme Giuseppe Garibaldis zu sein, der zwischen 1859 und 1860 nach Tanger verbannt worden war.

Mein Brief blieb unbeantwortet. Ich wusste nicht, was ich meiner Mutter sagen sollte, die Tag und Nacht für mich betete. Drei Schwestern, die älteste über dreißig, ohne Mann und ohne Job, und das gleiche Schicksal erwartet vermutlich die beiden anderen. Mein Vater war vor zwei Jahren in den Ruhestand gegangen. Er war für mehr als dreißig Jahre ein einfacher Beamter im Justizministerium gewesen. Seine Rente konnte die Familie nicht versorgen. Ich konnte diese Situation auf Dauer nicht ertragen, und beschloss, die Erde in Richtung Tanger zu durchbohren. Tanger: Anfang vom Ende, Wiege verlorener Träume, Mutter, die ihre Kinder für das Unbekannte verkauft.

Monate verbrachte ich in dieser Stadt, schlief auf dem Sandstrand, in kleinen Fischerbooten. Manchmal gab es keine Boote und keinen Himmel. Eines Tages jedenfalls würde ich die Gelegenheit haben, aus der verfluchten Stadt zu flüchten. Ich arbeitete als Kellner und verlor meinen Job beim ersten Streit, dann als Gemüseverkäufer am *Petit Socco*, später als illegaler Reiseführer. Manchmal verdiente ich mehr Geld als erwartet und teilte es mit den anderen. Mein Zuhause waren der Strand und seine unfreundliche Kälte. Selig sei die Sonne, sie schenkt uns Wärme. Ist es wahr, dass mei-

ne Landsleute so hungrig sind? Ich sah sie in blutigen Kämpfen um ein Stück Brot, um eine halbe Zigarette, um den Rest einer billigen Flasche Wein, um den Arsch einer Frau auf der Flucht.

Mein Gesicht steckte ich in den Sand. Der Fremde hat kein Gesicht. Manchmal zerriss ein Schrei die Stille. Wieder spülte uns das Meer Leichen an den Strand. Diesmal waren sechs Schwarzafrikaner von Haien zerfetzt worden. Mahlzeit für Fische. Ich war bereit, in den Tod zu gehen, anstatt mein Leben im gähnenden Warten zu vergeuden. Ich wollte weg, von diesem Land, von dieser Wüste, von diesen Menschen. Ich sah sie einander fressen wie wilde Tiere, mit müden roten Augen sah ich, wie Kain Abel mit einem riesigen Stein erschlug. Der Stein war größer als der greise Herr über uns.“

Schwaches Licht sickerte durch den schwarzen und staubigen Vorhang. Saad schnarchte noch. Am Tag zuvor hatte er geraucht und getrunken. Die Nacht durch hustete er heftig. Ich zwang mich, mein Bett zu verlassen. Ich war hungrig. Je mehr ich trank, desto hungrier wurde ich, wollte aber trinken, um meine Angst zu vergessen. Ich suchte meine Armbanduhr, wusste aber nicht, wo ich sie gelassen hatte. Schließlich fand ich sie; sie funktionierte nicht mehr. Hier brauchte man keine Uhren. Ich wollte Saad wecken, tat es im letzten Moment dann aber nicht. Ich eilte unter die Dusche. Ich war schmutzig und stank, hatte die ganze Nacht an meinem Körper gekratzt. Aus der Dusche kommend, sah ich, wie Saad darum kämpfte, seine Augen zu öffnen. Ich ging hinaus, ohne dass er mich bemerkte. Einige Minuten später kehrte ich in die Kabine zurück, um

meine Brille zu holen, und blickte in die benachbarten Kabinen. Sie waren voll von Zigarettenrauch und Frauen, die laut sprachen und lachten! Es waren vermutlich Prostituierte, die diese Reise oft unternommen hatten und vor nichts zurückschreckten. Sie schienen nicht sonderlich interessiert, ihren Beruf hier auf der Fähre auszuüben, ihre Blicke aber waren provozierend. Später bemerkte ich etwas anderes. Überall an den Wänden Parolen in grüner Farbe zur Souveränität des Volkes, zur ewigen Revolution, die das Gesicht der Wüste und der Welt verändern werde, zum Volk, das alles besitzt: Waffen, Herrschaft und Reichtum. Überall diese Parolen, auch auf den Toiletten und im Gebetsraum. Wer glaubte noch an diesen Kram? Von welchem Volk sprachen diese Parolen? Von den Prostituierten etwa oder den armen Händlern, die eine solche Reise ertragen mussten, um überhaupt überleben zu können?

Ich ging zum Restaurant, war aber von der langen Schlange schockiert. Ich musste eine Stunde lang warten. Die Passagiere, die drinnen saßen, fühlten sich keineswegs gehetzt, sondern amüsierten sich geradezu über unsere Ungeduld. Ich ging an Deck. Die Sonne war dabei, im dunklen Meer zu versinken. Ich schloss meine Augen und schlief ein, Stunden später erst wachte ich auf. Wir fuhren vorbei an Tanger, man konnte die Lichter an beiden Küsten sehen. Auf dem Weg in die Kabine fragte mich eine Frau mit großen gierigen Augen und mit Haaren, die ihr ins Gesicht fielen, ob ich ein bisschen Zeit für sie hätte. Ich zögerte nicht, merkte dann aber, wie schwach ich geworden war. „Ich brauchte dein Mitleid nicht, hier dein Geld!“ Ich eilte nach draußen, beschämt und müde.

Am nächsten Tag traf ich die Frau im Café wieder. Sie sah jung und unschuldig aus. Ich wusste nicht, warum ich plötzlich an meine Schwester dachte. Als unsere Blicke sich begegneten, verließ sie ihren Platz und kam zu mir. Sie erzählte mir nach einer Weile von ihrer Arbeit und ihrem Sohn, den sie einer wohlhabenden Familie überlassen hatte. Sein Vater sei nach Italien geflüchtet, ohne ein Wort zu sagen. Sie erzählte von ihrer Flucht nach Agadir, dass sie dort bei einer reichen Familie aus den Golfstaaten gearbeitet habe und der Familienvater sie täglich nach dem Abendgebet missbrauchte. Sie musste das Haus verlassen, als seine Frau ihn bei ihr ertappte. Sie hatte nur ihre Handtasche bei sich, durfte nichts mitnehmen, nicht einmal ihre Kleider. Ich blieb die ganze Zeit still, und um uns herum war das Summen der Gespräche zu hören. Fast hätte ich sie gefragt, ob sie während ihrer Reisen eine Frau getroffen habe, die ihr ähnlich sieht, eine Frau, die vielleicht die gleiche Geschichte hat, die ihr Land und ihre Familie verlassen musste, die kein Gesicht mehr hat, keine Erinnerungen und vielleicht auch keinen Tod.

Die Fähre näherte sich dem Hafen. Die meisten Reisenden bereiteten sich auf die Ankunft vor. Eine Handvoll war noch an Deck. Tripolis, Tür zu einer unendlichen Wüste, sah von weitem nicht glücklich aus. Die Wolkenkratzer mussten jedem Reisenden beweisen, dass die Revolution Großartiges schaffen konnte. Saad sagte ironisch: „Auch die Pseudorevolutionäre sind vom Himmel besessen, auch wenn sie Gott verneinen. Vielleicht wollen sie Türme bauen, um zu ihm zu gelangen. Sie wollen Gott für sich allein haben, deshalb haben sie die Erde hässlicher gemacht und auch den Himmel ruiniert.“

Wieder mussten wir im Hafen in einer langen Schlange stehen, die gleiche ermüdende Prozedur, die wir im Hafen von Casablanca hatten erdulden müssen, diesmal unter der wilden Sonne von Tripolis. Beinah wäre ich zu Boden gegangen, zermürbt von der Hitze. Ich flehte meinen Leib an, noch ein paar Stunden durchzuhalten. Ich verstand nicht, warum die Zollbeamten jedes Gepäckstück minutiös durchsuchen mussten. Sie wussten doch alles über diese armen Frauen, und was sie hier suchten. Die waren doch nicht hierhergekommen, um einen Staatsstreich zu organisieren. Später sagte Saad, er werde mich im Hotel besuchen, und bot mir mit einem schwachen Lächeln seine Hilfe an. Als er sich entfernte, fragte ich mich, wie lange er diese Schikanen noch ertragen würde. Ich hatte vergessen, dass der Mensch ein Gewohnheitstier ist. Ich nahm meinen Koffer und ging zum Taxistand. Ich bat den Fahrer, mich in das nächste Hotel zu bringen. In meinem Zimmer saß ich lange vor dem offenen Fenster. Unerträgliche Hitze über der Stadt. Warum kann die Revolution nichts dagegen tun? Dann fiel ich wie eine Leiche aufs Bett und erwachte erst Stunden später. Ich schaute durchs Fenster, ein einziger Stern an meinem Himmel.

Ich zögerte, in der Nacht auszugehen. Tripolis war nicht wie Casablanca und seine verrückten Nächte. Hier hatte der Patriarch das Nachtleben als kleinbürgerlich bezeichnet. Die Menschen müssen früh schlafen, um glücklicher zu leben. Der Patriarch, hatte ich von Saad gehört, verbrachte Tage in der Wüste, wo er über das Los der Zivilisation meditierte. In einem kleinen Büchlein namens *Das Dorf, das Dorf, die Erde*,

die Erde und der Selbstmord des Astronauten hatte er das Los der Zivilisation beschrieben. Die Menschen würden irgendwann den Zugang zur Erde und zum Leben verlieren, der arrogante Westen treibe uns in den Selbstmord. Der Patriarch konnte vieles sehen, nur sich selbst nicht.

Die Stadt schlief noch, als ich am Tag darauf erwachte. Nicht einmal die Hotelangestellten waren schon auf. Ohne Frühstück stürzte ich auf die Straße. Die Sonne war bereits zu dieser frühen Stunde unerträglich. Nach und nach erschienen die ersten Autos. Ich verbrachte den ganzen Tag in der Stadt, mehr als eine Stunde im Nationalmuseum, das vieles über die faszinierende Geschichte des Landes erzählte. Am Nachmittag saß ich auf einer Cafétterasse auf dem Boulevard Gamal Abdel Nasser, wo sich auch die große Buchhandlung befand, die König Idris einst als Palast gedient hatte. Nach kurzer Zeit in der Buchhandlung wurde mir klar, dass man in diesem Land keine Bücher las oder nur solche, die der Patriarch für sein Volk ausgewählt hatte. Und der Patriarch schrieb auch Bücher, er war nicht nur Führer der Revolution und König der afrikanischen Könige, sondern auch Filmemacher und talentierter Schriftsteller, wie manche Literaturkritiker aus Ägypten über ihn schrieben. Er hatte Kurzgeschichten verfasst, die nur von ihm und seinen Visionen handelten. Über die Perser hat Goethe gesagt, dass sie kein Theater kannten, weil der Despotismus keine Wechselrede erlaubt.

An diesem Abend, nach der Rückkehr ins Hotel, ging ich direkt hinaus auf die Terrasse in der Nähe des großen Pools. Das Café war brechend voll, und das Radio spielte ein Lied von Umm Khalthoum. Ich fragte

mich, wo ich meine Schwester finden könnte. Auch sie war, aus einem mir bis heute unbekanntem Grund, zusammen mit ihrer Freundin nach Tripolis geflüchtet. Das plötzliche Gewicht einer Hand auf meiner Schulter riss mich aus meinen Gedanken. Der Mann entschuldigte sich und sagte, man sei gerade dabei, das Café zu schließen. Er sprach im marokkanischen Dialekt zu mir, als wüsste er, woher ich kam. Nach kurzem Gespräch erfuhr ich, dass auch er aus Casablanca stammte.

Eine Stadt, die er seit Jahren nicht mehr besuchen konnte. Ich lud ihn zu mir ein, in der Hoffnung, dass er mir bei meiner Suche behilflich sein würde. Später fragte er mich, ob ich Lust auf eine Flasche Wein hätte, die er mir billig besorgen könne. Wieder einer, der mit mir Geschäfte machen will, sagte ich mir. Doch die Idee gefiel mir, und so gab ich ihm das nötige Geld. Ich wusste, dass die Revolution den Alkohol verboten hatte. Ein paar Minuten später klopfte es an meiner Zimmertür. Ich war erleichtert, Saad wiederzusehen, und hatte nicht gewusst, dass der Kellner ein Freund von ihm war. Er hieß Salim und hatte Jahre in Istanbul verbracht. Seit zwei Jahren lebte er wieder in Tripolis. Saad erzählte, Salim sei in seiner Jugend eine wichtige Figur der marokkanischen Studentenbewegung gewesen, er habe Jahre im Gefängnis gesessen und sogar direkten Kontakt nach Kuba gehabt. Der Aufstieg des Islamismus hatte ihn wie viele andere seiner Genossen aus der Universität vertrieben. Einige seiner Freunde waren während der Unruhen in Fès getötet worden. Er war nach Tripolis gekommen, um bei einer Tageszeitung der Revolution namens *Azzahf Al-Akhdar* zu ar-

beiten, es war diese Erfahrung, die seinen Illusionen ein Ende gesetzt hatte: Diese Revolutionäre plapperten Gaddafis Parolen nach, die Sechste Flotte der US-Navy zu zerstören, haben aber noch nicht einmal, wie der weise Bourguiba in tunesischen Parlament Gaddafi sehr zu Recht vorhielt, den Hunger, den Schmutz und den Analphabetismus bekämpft.

Ich warf einen Blick nach draußen. Das Meer sah schläfrig aus. Es gab eine große Menschenmenge am Strand. Die Frauen schwammen in ihren Kleidern. Keine einzige im Badeanzug. Ich erinnerte mich an Salims Worte: „Hier, im Namen des Volkes, leben die Menschen nicht! Man wiederholt hier die Geschichte des Beduinen, der hungrig war und anstatt zu arbeiten oder ans Meer zu gehen, das nur wenige Meter von seinem Haus entfernt war, schloss er die Fenster und Türen und lebte bis zum Tod in Hunger und Armut.“

Wochen vergingen. Wie ein Vagabund ging ich durch die Straßen von Tripolis, die voller Müll und Langweile waren. Die Vormittage verbrachte ich in meinem Hotelzimmer, schlafend oder denkend. Ab und zu kam Saad zu mir mit ein paar Algeriern, die vor dem Bürgerkrieg in ihrem Land nach Libyen geflüchtet waren, und abends war es immer Salim, der mich besuchte. Er fand meine gesamte Reise banal und absurd.

An einem Abend kamen plötzlich Polizisten bei mir zur Tür herein. Sie forderten mich auf, ihnen zu folgen. Sie waren bereit, über mich herzufallen. Ich fragte nach dem Grund, aber sie antworteten nicht.

Nach wenigen Minuten fand ich mich in einer Polizeistation wieder. Sie steckten mich ohne Erklärung in einen Raum. Es vergingen eine Stunde, zwei Stunden,

drei. Was wollen sie von mir? Einmal meinte ich, einen Schrei gehört zu haben, den Schrei einer Frau. Ich wollte auch schreien und an die Tür hämmern, aber ich gab diese Idee auf und entschied mich für Geduld. Ich durfte nicht vergessen, dass ich mich nicht in Berlin, sondern auf der anderen Seite des Mittelmeers befand. „Hier ist der Mensch weniger wert als eine alte Socke“, sagte Salim, der einst hierhergekommen war, um für die Revolution zu leben und zu sterben. Schließlich öffnete sich die Tür. Ein Polizist bat mich, ihm in das Büro des Kommissars zu folgen. Ich verstand die ganze Inszenierung nicht. Der Kommissar sah jung und gebildet aus, er entschuldigte sich für die Unannehmlichkeiten. „Tripolis ist ein Ausgangspunkt für illegale Einwanderer nach Italien, und meine Regierung ist verpflichtet, solche Maßnahmen zu ergreifen“, sagte er mir, bevor er mich nach dem Zweck meines Aufenthaltes fragte. Ich war mir sicher, dass er darüber Bescheid wusste, und beschloss, ihm die Wahrheit zu sagen. „Nein, das ist nicht deine Aufgabe. Das ist die Aufgabe der Polizei. Du hättest dich von Anfang an mit uns in Verbindung setzen oder eine Annonce in der Zeitung aufgeben sollen. Macht man das in Deutschland nicht auch so?“, fragte er ironisch, und der Triumph würgte an seinem Adamsapfel.

Drei Tage vor meiner Abreise nach Casablanca saß ich den ganzen Abend lang allein vor dem Fenster. Das Meer sah aus wie von einem Leichentuch bedeckt, ohne den geringsten Protest, ohne Wellen, ohne Fremde. Abends kam Saad zu mir. Er war erfreut, mich in meinem Zimmer zu finden. Er habe eine gute Nachricht für mich, sagte er. Ich zweifelte: „Eine gute Nachricht,

sagst du? Die Zeit der Wunder ist vorbei!“ Doch er war sich sicher, die richtige Person gefunden zu haben, die uns zu meiner Schwester führen könnte. Eine Ägypterin, die mit ihr zusammengewohnt hatte. Er gab mir die Adresse, entschuldigte sich, dass er nicht länger bei mir bleiben konnte, und versprach, mich am folgenden Tag zu besuchen.

Ich wollte nicht bis morgen warten, nahm die Adresse und suchte ein Taxi. Ich wollte nun ein für alle Mal die ganze Geschichte erfahren. Ich konnte mich in diesem Land nicht länger aufhalten. Die Ägypterin wohnte in einem Armenviertel am Rande der Stadt. Ich klopfte bei den Nachbarn, auch sie Ägypter, denke ich. Sie sahen mich seltsam an und sagten, sie hätten zu ihr keinen Kontakt und wünschten auch keinen. Ich suchte nach einem Versteck, von dem aus ich ihre Wohnung beobachten konnte, ohne bemerkt zu werden. Zur Polizeiwache wollte ich nicht zurück.

Es war fast Mitternacht, als ein Auto vor dem Gebäude hielt. Minuten später ging das Licht in der Wohnung der Ägypterin an. Ich war gerade dabei, mein Versteck aufzugeben, als zwei Männer ihre Wohnung verließen und ins Auto steigen. Ich ging in die Wohnung. Ich wollte alles über meine Schwester wissen. Die Ägypterin weinte still. Sie träumte davon, nach Europa zu gehen. Sie war mit einem hohen Tier bei der Polizei von Tripolis befreundet. Ein schmutziger Kerl, der sie täglich misshandelte. Sie war schon mehrmals vor ihm geflüchtet, aber er hatte ihr Versteck immer wieder herausgefunden. Schließlich wussten seine Leute alles über die Stadt und ihre Ausländer. Einmal hatte er sie ins Al-Fellah geschickt. „Was ist das?“,

fragte ich. „Ein Gefängnis, das schlimmste überhaupt. Drei Wochen war ich drin, die Bestialität der Gefängniswärter dort ist unbeschreiblich. Sie haben auch die Männer vergewaltigt und manchen Häftlingen die Zehennägel herausgerissen. Wir waren in engen Zellen zu Dutzenden zusammengepfercht.“

Ich ahnte, dass ich meine Schwester niemals wiedersehen, berühren oder in meine Arme nehmen würde. Im Hafen sah ich Matrosen ein paar Särge aufs Schiff tragen. Saad meinte, es seien Särge marokkanischer Prostituiertes, die man in Marokko begraben werde, ohne je einen Protest von Seiten der Regierung zu vernehmen. Später las ich in einer Lokalzeitung aus Tripolis von drei Leichen, die ein Taxifahrer frühmorgens am Rande der Stadt gefunden hatte. Die Leichen lagen sicher nicht weit entfernt von den grünen Parolen für Freiheit und Revolution. Anscheinend war man hier an solche Begebenheiten gewöhnt. Wen kümmerte das Schicksal einer Prostituierten, die kein Land, keine Familie und kein Gesicht hat. Saad musste noch ein paar Tage hier verbringen, bevor er für immer nach Marokko zurückkehrte. Er sah traurig aus und sprach kaum ein Wort. Er stand noch im Hafen, als ich bereits an Bord der Fähre war. Auch Salim musste nur noch zwei Wochen warten, bevor er diese verdammte Wüste – wie er Libyen nannte – in Richtung Australien verlassen sollte. „Ein alter Traum“, flüsterte er mir zu. „Ich muss mich so weit wie möglich von hier entfernen. Ich habe kein Zuhause“, sagte er, „deshalb darf ich mir eins aussuchen!“ *Sauve qui peut!*